Das mittlere Kind

Autor(en): **Schneider, Vera**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 42

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648539

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Stadtfelder, deren wichtigste oben schon genannt worden sind, sodann die großen Waldungen Forst, Spiel, Bremgarten und etwa ein Dutzend andere, ferner das Burgerspital, die Waisenhäuser, die Stadtbibliothek und verschiedene Stiftungen.

Die übrigen Bedürfnisse der Stadtgemeinde erforderten jährlich Fr. 76,400, nämlich Fr. 18,000 für die allgemeine Verwaltung, Fr. 11,400 für das Kirchen- und Schulwesen, Fr. 16,800 für den Polizeidienst und Fr. 30,200 für das Bauwesen. Es sind dies alles Franken alter Währung. Man hat die Ansätze also rund anderthalbmal zu nehmen, um Franken gegenwärtiger Währung zu bekommen. Die Kaufkraft des alten Bernfrankens wie auch diejenige des neuen, 1852 eingeführten Schweizerfrankens, war aber weit stärker, als die des verarmten Silberlings, welcher uns jetzt durch die Finger rollt.

Zur vollständigen Deckung dieser regelmäßigen Ausgaben wurden der Stadtgemeinde angewiesen: das Kaufhaus an der Kramgasse (heute Sitz der kantonalen Polizeidirektion) mit einem Jahresertrag an Zöllen, Geleit- und Lagergebühren von Fr. 11,000, die einst Klosterbesitz gewesenen Rebgüter am Bielersee mit einem Jahresnutzen von Fr. 27,450, die Radwerke an der Matte mit ihren Einkünften, die kleinen Marktgefälle, ferner eine Reihe von Zehnten und Bodenzinsen, sowie die Zinse beträchtlicher Kapitalien, welch letztere in das Eigentum der Stadt übergingen. Alle diese Einkünfte waren so bemessen, daß die ordentlichen Gemeindeaufgaben ohne Steuerleistungen der Bürgerschaft erfüllt werden konnten. Doch mußten Schulgelder bezahlt werden.

Der Raum gestattet es nicht, die verschiedenen Zweige des Gemeindelebens näher zu betrachten. Immerhin mögen noch als Beispiel einige Angaben über den Polizeidienst gemacht werden. Ihn besorgte folgendes Personal: 1 Polizei-Direktor, einige Quartier-Aufseher und Feuer-Geschauer, 7 Stadt-Harschiere (Schutzmänner), mehrere Hoch-Wächter auf den Türmen, 14 Nacht- und rufende Wächter, 4 Aufseher bei den Stadttoren, einige Totengräber, Leute für Straßenreinigung und Abfuhr des Unrates, 2 Armen-Aerzte, 1 Armen-Chirurgus (für äußere Medizin), 4 Stadt-Hebammen, einige Aufseher über das Vieh, namentlich das zum Schlachten und auf den Markt gebrachte, 1 Wasenmeister, mehrere Aufseher über Gewicht und Maß, über den Kornmarkt, die Ankenwaage, den Obst- und Gemüsemarkt, die Brot-Taxe (der Brotpreis wurde amtlich bestimmt), 1 Jagdaufseher im Stadtbann, 1 Aufseher über die Stadtuhren.

Und nun zum Schlusse: Wer will mit der guten, alten Zeit tauschen?

Das mittlere Kind

Von Vera Schneider

Als Helma zur Welt kam, herrschte Freude in der ganzen Familie. Ein Mäderl! Nein, wie herzig! (Ein Bub war nämlich schon vorhanden.) Zudem wuchs sich das Kind zu einem ganz putzigen Persönchen aus; klein, zierlich und kugelrund; rotbackig, braunschopfig, bauäugig; lebhaft, originell und selbständig. Kurz, ein Kind nach jedermanns Geschmack. Wenn sie, von der glücklichen Mutter hübsch und farbenfroh gekleidet, spazierenfuhr und später ging, wurde sie bewundert und angesprochen. Wenn auch der zarte, aufgeweckte Aelteste der Familienstolz blieb — die liebe, kleine Helma bildete gleichsam das Sonnenkringelchen, das fröhliche, auf dem geschlossenen Ring dieser glücklichen Familie.

Drei Jahre ging das so fort; dann kam die kleine Hedda zur Welt, und aller Blicke wandten sich naturgemäß der Jüngsten zu. Auch die beiden Geschwister standen bewundernd vor dem Körbchen und halfen der Mutter mit Freude beim Umwickeln und Baden des Kleinchens, oder, wie Helma es nannte, des „bendligen (lebendigen) Wuzis".

Herbst und Winter zogen ins Land, sie brachten dem Kinderkleeblatt viele neue Freuden und Leiden, aber zufällig traf es sich so, daß gerade das älteste und das jüngste Kind damit am reichlichsten bedacht wurden. Herwig, der „Große", kam zur Schule: Das war eine herrliche neue Welt mit einem lieben, jungen Lehrer und einer Menge von Freunden, die man fleißig besuchen und einladen konnte. Ferner kamen im Gefolge der Schule die Masern; auch diese Krankheit hatte einen Vorteil; man lag im Zimmer der Großmutter und wurde von dieser aufopfernd gepflegt. Ueber das Jüngste kam nach einer Zeit der fröhlichen Entwicklung die langwierige Säuglingskrankheit, der „Vierziger". Durch Wochen und Monate war die Mutter an das Bettchen des Kindes gefesselt und hatte Tag und Nacht nichts anderes zu tun, als neue Salben auszuprobieren, die Händchen zu fesseln, die Nahrung umzugestalten und so im Verein mit dem Arzte einen erbitterten Kampf zu führen um die Gesundheit ihres Kindes.

Helma stand inmitten dieser Freuden und Sorgen; sie besah mit Ehrfurcht die Schultasche des Bruders, und mit stiller Sehnsucht die geschlossene Tür seines Krankenzimmers. Sie half der Mutter bei der Betreuung des kranken Schwesterchens und fühlte sich im Innern so ein bißchen leer und unbefriedigt, wenn sie es auch noch nicht recht ausdrücken konnte. Ihr Gesundheitszustand blieb — zu ihrem geheimen Leidwesen — unverändert gut. Von den Masern des Bruders bekam sie zwar ihr Teil ab, aber so wenig, daß man es anfangs kaum bemerkte, und nach wenigen schönen Tagen des Gepflegtseins war die ganze Sache schon vorüber.

Helma wuchs in diesem Winter stark und verlor vieles von ihrer Kleinkinderschönheit. Auch im Wesen verblich sie; sie war zwar gut und fügsam, aber das Lebhafte, Originelle ihrer Art schien versiegt. Sie lief so mit in der Familie, ohne Aufsehen zu erregen. Man „sprach" nicht mehr von ihr.

Auch der Sommer brachte keine wesentliche Aenderung. Der Aelteste brachte „lauter Sechser" heim und erntete großes Lob, besonders vom Vater; im übrigen hatte er sich sehr an die Großmutter angeschlossen. Die kleine Hedda war endlich gesund geworden, und, wie von einem Alpdruck befreit, sah die Mutter in ein schönes, rosiges Gesichtchen, auf einem blanken, kleinen Körper und einen sonnenhellen Haarschopf. Auch Helma betrachtete das Schwesterchen mit neidlosem Entzücken und bewachte seine ersten Schritte, aber sie war stiller und ernster geworden; kaum ein Hauch erinnerte mehr an das fröhliche Aepfelchen vom Jahre vorher.

Erst der neue Winter brachte die entscheidende Wendung. Diesmal blieben alle Kinder gesund und man konnte wieder an den Wintersport denken. Herwig, der Bruder, holte seine Schlittschuhe hervor, die ein Jahr geruht hatten; sie erwiesen sich als zu klein und wurden durch neue ersetzt. Dies brachte die Mutter auf die Idee, die verwachsenen Schlittschuhe an die viereinhalbjährige Helma zu vererben, und zu probieren, ob sie auch schon mittun könne.

In langen Gamaschenhosen, mit einem weißen Sweater des Bruders angetan, ein lustiges Mützchen auf dem kurzen, braunen Haar, so betrat Helma die Eisfläche. Sie war freudig erregt und gespannt; endlich einmal etwas Neues! Und siehe da: Die Umwelt blickte sie wieder an. Sie war die Kleinste auf dem Platz; neugierige kleine Mädchen und belustigte Erwachsene sprachen den kleinen „Eisfloh" an. Fragten, ob das ein Bub oder ein Mädel sei, wie es heiße, wie alt es sei. Sie belachten und bewunderten die energischen Versuche, vorwärtszukommen, hoben die Niedergefallene auf, führten sie ein Stückchen an der Hand. Die Mutter, die sich absichtlich fernhielt, bemerkte, wie sich die Wangen ihrer Mittleren röteten, teils aus Eifer, teils aus Verlegenheit, wie sie strahlend die blauen Augen zu den frem-

den Leuten aufschlug und etwas schüchtern Antwort gab. Wie sie nicht müde werden wollte, und erstaunlich rasche Fortschritte machte.

Ein rotbackiges, funkeläugiges, kleines Mädchen saß nun täglich bei Tisch und beherrschte das Tischgespräch wie ehemals. „Das Eislaufen ist herrlich", berichtete Helma strahlend, „alle Leute haben mit mir gesprochen."

Da gingen der Mutter die Augen auf über die kleine Tragödie, die sich da unbemerkt neben ihr abgespielt hatte; die Tragödie des mittleren Kindes, das jahrelang als das Jüngste verwöhnt, durch die Geburt eines neuen Kindes plötzlich in ein Nichts versinkt, aus dem sein empfindliches Herzchen dauernden Schaden davontragen kann, wenn man nicht rechtzeitig eingreift. Die Mutter ging in sich und bereute. In der Folge gab es immer wieder Gelegenheiten, wo Helma eine Solorolle spielen konnte. Ein Besuch, ein Spaziergang, ein kleines Extrageschenk. Und langsam wurde aus der farblosen Mittleren wieder ein Einzelwesen, das man beachtete.

Nun ist ein Jahr vergangen. Der Schatten, der auf Helmas Leben fiel, ist gewichen, und mit frohen Augen blickt sie in die Zukunft, die in nicht allzu langer Zeit etwas Herrliches, Neues bringen wird: Die Schule! Und da wird sie erst zeigen, was alles in ihr steckt!

Weltwochenschau

Lage in der Schweiz.

Die große Lawine in der europäischen Politik hat auch bei uns ein Zittern des Bodens verspüren lassen. Die mehr im Unterbewußten verlaufenden Grenzen der Parteien . . . wir meinen nicht der gewöhnlichen politischen Parteien, sondern der „Lager", die sich für den Fall der Katastrophe bilden würden . . . sind auf einen Augenblick deutlich sichtbar geworden. Und mag auch das gewöhnliche Gezänke weitergehen, die tiefern Schichten haben sich bewegt.

Es gibt eine bestimmte Richtung in unserm Volke, die mit feiner Witterung die Macht erkennt, der das Heute gehört und die bis auf weiteres den Kurs in Europa bestimmt. Und die bereit ist, alles zu tun, um bei den maßgebenden Großen lieb Kind zu sein. Die Rede von Bundesrat Motta in Lugano, die viel Staub aufgewirbelt und beispielsweise von der NZZ. tief bedauert wurde, bezeugt, daß der frühere begeisterte Redner im Völkerbund zu den Exponenten dieser Richtung gehört. Die NZZ. begreift mit andern Blättern, daß Motta dem Duce für seine Vermittlung in München dankt, und hält ihm die hohen Töne der Huldigung zugute. Aber sie begreift nicht, daß Herr Motta kein Wort der Anerkennung für Herrn Benesch übrig hatte. Benesch . . . das ist schließlich der Vertreter des geschlachteten Kleinstaates . . . wer wird nicht überlegen, daß es übermorgen unser Bundespräsident sein könnte, den ein ausländischer Rundfunk und eine Presse unaufhörlich als Verbrecher schmähen würde? Nur weil er als Demokrat und Schweizer kein Verständnis für die anschlußfreudigen schweizerischen Fascisten hätte?

Zu den Leuten, die ebenfalls hoffen, sich durch Verdienste um die gebietenden Diktaturen zu retten und die Existenz der Eidgenossenschaft auf der Sympathie der Großen zu bauen, gehören die Herren der „konsultativen Pressekommission". Sie haben dem Bundesrat das Verbot des „Journal des Nations" empfohlen, und der Bundesrat hat zugestimmt. Weil dieses Blatt die Staatsmänner in München als „Klub der Schlächter" bezeichnet. Schlächter bezog sich absolut nur auf das Schlachten eines Staates . . . man konnte aber auch andere Anspielungen herauslesen. Item: Die Pressekommission wollte auch dem „Travail" in Genf und andern Linksblättern zu Leibe. Der Bundesrat aber versprach, nichts ohne Rücksprache mit den betroffenen Parteien zu unternehmen . . . Vorläufig?

Wir haben heute festzustellen, daß unsere letzte demokratische Nachbarrepublik, Frankreich, wankt. Siegt dort der Fascismus, dann gilt für uns nur der absolute Rückzug auf die schweizerischen Angelegenheiten, und alles Schreiben über ausländische Dinge muß sich auf ein möglichst sachliches chronistisches Berichten beschränken. Wie wir uns innenpolitisch entwickeln . . . hoffen wir, es sei „totalschweizerisch". Wie das aber hielte, wenn drei Fascistenmächte eins würden, uns aufzuteilen, wagen wir nicht auszudenken!!

Wettrennen um die neuen Positionen.

Der Entschluß Hitlers, die Tschechoslowakei unter allen Umständen zu liquidieren, scheint festzustehen. Er weiß auch, warum er auf seinem Plane bestehen muß: Die Bildung einer „slavischen Front" in nächster Nähe seiner Ostgrenze würde die Wiederholung der angeblichen Bedrohung durch die „böhmische Festung" in anderer Form sein. Es soll also, falls es den Polen einfallen sollte, sich mit dem Rest der Tschechei gut zu stellen und die Barriere zwischen „Ostsee und Adria", die den Engländern vorzuschweben scheint, aufzurichten, möglichst wenig von dieser Tschechei mehr übrig bleiben. Die bisherigen und künftigen Stationen dieses Vernichtungsprogramms zeichnen sich mit aller Deutlichkeit ab:

1. wurde in der Kommission zur Festlegung der deutschen Okkupationsgrenzen alles durchgesetzt, was Hitler verlangte; der Keil von Schlesien her reicht bis westlich Olmütz und nähert sich der gegenüberliegenden Position nördlich Wien bis auf 60 km. Der „mährische Hals" ist also zugeschnürt. Die Kanonen der Reichswehr müssen schon beinahe aufpassen, daß sie sich nicht gegenseitig treffen.

2. wird in einer kommenden Volksabstimmung versucht, diese Abschnürung noch zu verstärken, und zwar dadurch, daß man Brünn und Iglau erobert. Die westliche Tschechei, das Hauptland notabene, wäre damit im Reich eingeschlossen, ähnlich wie das südliche Solothurn im Bernbiet, oder beinahe wie Appenzell in St. Gallen.

3. Es wird nun auch eine Volksabstimmung in der Slowakei verlangt, und zwar offenbar mit vorgeschriebenen Parolen: „Zu Ungarn" oder „völlige Unabhängigkeit". Damit soll den Tschechen ihr Hinterland weggenommen werden. Es ist dann nicht mehr die Rede von einer Verlegung der Skodawerke in die slowakischen Berge. Der Beschluß der slowakischen Parteien, eine eigene autonomische Regierung zu errichten und sich mit Prag durch gemeinsames Außen-, Kriegs- und Finanzministerium zu verbinden, erscheint Hitler noch zu gefährlich. Er verwirft die selbständige „Entschließung der Slowaken zu Sillin", trotzdem diese ein offenes Bekenntnis zu den Achsenmächten enthält.

4. Mit der Ausmanövrierung der Slowaken ist auch das Geschick Karpathenrußlands besiegelt. Es kann sich nur noch Ungarn anschließen. Ungarn erhält die Nordgrenze seines „1000jährigen Reiches" wieder. Damit wird offenbar, was Hitler und Horthy in den verschiedenen Begegnungen abgekartet: Der eine rundet das Reich glatt ab, indem er die westliche, der andere, indem er die östliche Tschechei besetzt. Das nennt sich die „Rückkehr der Sudetendeutschen zum Reich", auf welche die Engländer und Franzosen hereingefallen. Die zwei Westmächte werden gar nicht in den Fall kommen, die restlichen Grenzen des Rumpfstaates zu garantieren. Es fällt ihnen auch nicht ein, zu bemerken, daß sie heute schon marschieren müßten, um die Ostprovinzen gegen Ungarn zu schützen! Soviel ist ihre Garantie noch wert. Und es graut ihnen nicht davor. Leider auch den Ungarn und Polen